

Zum Leben erwacht

von Jürgen Tesch



Diese senkrechten Lebewesen ..., sagte das Küken.
Die Menschen? fragte die Henne.
Ja, die Menschen, sagte das Küken.
Warum gehen die mit ihrem Leben so gedankenlos um?
Vielleicht, sagte die Henne, haben sie zuviel davon.

Fritz Winterling

Montag, 21. April 1997. Garmisch-Partenkirchen. Kreiskrankenhaus. Unfallchirurgie. Es ist Mitternacht vorbei. Auf dem Gang draußen ist es inzwischen ruhiger geworden. Nur hin und wieder das schnarrende Geräusch der Schwesternklingel. Irgendwer braucht Hilfe. Eilende Schritte, Türenklappen, dann wieder diese nervenzerfetzende Stille, nur unterbrochen vom gleichmäßigen Atmen meiner Zimmergenossen Dieter und Karl-Heinz. Die beiden schlafen tief und fest. Nur ich bekomme trotz meiner Erschöpfung in dieser Nacht kein Auge zu. Panische Angst und quälender Hunger halten mich wach. Noch immer klingen mir die Worte Dr. Schallers in den Ohren: „Ihre Füße weisen sehr starke Erfrierungserscheinungen auf. Eventuell müssen wir einige Zehen amputieren.“ Knapp und kaltblütig, wie es nur ein Chirurg sagen kann, hatte er mir das vor etwa sechs Stunden mitgeteilt, ohne mit der Wimper zu zucken. Alltagsgeschäft, Routine. Er hat schlimmere Fälle. Auf der Bundesstraße 2 hatte es aufgrund des immer noch anhaltenden Schneefalls eine Massenkarambolage gegeben. Etliche Schwerverletzte waren mit Hubschraubern geborgen und hier eingeliefert worden. Den ganzen Abend herrschte Chaos auf den Fluren. Anweisungen wurden gerufen. Schwestern rannten hin und her. Betten wurden in Zimmer gefahren. Und das am Sonntagabend. Was waren da ein paar erfrorene Zehen?

Nun, alles ist eine Frage des Blickwinkels. Für mich sind es die wichtigsten Zehen der Welt. Es sind *meine Zehen*! Und so liege ich da, allein mit meiner Angst. Verzweifelt versuche ich, meine Füße zu bewegen. Keine Reaktion. So leise wie möglich, um meine Bettnach-

barn nicht zu wecken, massiere ich fieberhaft Zeh für Zeh mit aller mir noch zur Verfügung stehenden Kraft. Kein Gefühl. Tot. Alles tot. Tränen schießen mir in die Augen. Was soll ich tun? Ruhig bleiben, ganz ruhig bleiben: geht es mir durch den Kopf. Als ob das so einfach wäre. Ich lege mich wieder zurück auf das dicke Kissen und konzentriere mich auf meinen Atem. Ein. Aus. Ein. Aus. Ganz allmählich beruhige ich mich tatsächlich. In meinem rechten Arm spüre ich die Kanüle der Infusion. Sie soll mein Blut verdünnen, das durch Kälte und Bewegungsmangel dickflüssig und zäh geworden war. Hoffnung steigt in mir auf. Wenn das Blut in die Zehen strömt, werden sie wieder leben. Und ich erinnere mich an Übungen, die ich vor Jahren einmal machte. Autogenes Training. Wie war das doch gleich? Mit meinen Gedanken kann ich gewisse Körperfunktionen steuern. Einen Versuch ist es allemal wert. Was habe ich schon zu verlieren? Meine Zehen! Also los. Immer und immer wieder denke ich den einen Gedanken: Meine Füße sind warm und locker, meine Füße sind warm und locker ... Und ich stelle mir vor, wie das Blut durch die Beine in die Füße und in jeden einzelnen Zeh fließt, in jede feinste Ader hineinsprudelt und sie mit Leben und Wärme versorgt. Daneben fahre ich mit meiner Massage fort. Doppelt hält besser. Innerlich und äußerlich. Es muss helfen. Es *muss* einfach helfen.

Draußen dämmt es inzwischen. Ich habe das Bett direkt an dem großen Fenster. Wie die Aussicht von hier ist, konnte ich bisher noch nicht feststellen, denn als ich gestern Abend von der Notaufnahme hierher gefahren wurde, war es bereits dunkel. Und jetzt erkenne ich fast mit Erschrecken, dass ich einen Blick genau auf die Zugspitze habe. Wolkenverhangen und mächtig steht er da, der Berg, der mich fast das Leben gekostet hätte. Der Berg, dem ich vielleicht jetzt meine Zehen opfern muss. Verdammter Felsklotz. Und immer noch schneit es da draußen. Ich wende meinen Blick ab. Ich will und kann das nicht mehr sehen.

Mit dem ersten Licht werden auch die Geräusche auf dem Gang wieder lauter. Stimmen sind zu hören. Medikamente werden verteilt, Wagen mit Bettwäsche und Instrumenten herumgefahren. Und mit dem *Frühstück!* Ja, der Hunger. Vor lauter Panik dachte ich gar nicht mehr an ihn. Doch jetzt meldet er sich wieder mit Gewalt. Mein Gott, wie lange habe ich schon nichts mehr gegessen. Und dann gestern Abend nur ein wenig Suppe und ein winziges Schälchen Obstsalat. Gut, reichlich zu trinken habe ich bekommen. Das füllt auch etwas den Magen. Doch jetzt kann ich es kaum erwarten, bis die Tür aufgeht. Der Duft nach frischen Brötchen steigt mir in die Nase und macht mich ganz gierig, so dass ich nur noch denken kann: essen, essen, essen. Beinahe reiße ich der Schwester das Tablett aus der Hand, so sehr packt mich der Heißhunger. Nie habe ich eine Mahlzeit dermaßen genossen. Nie hat mir etwas so gut geschmeckt. Einfach köstlich. Keinen Krümel lasse ich übrig.

Nach dem wohltuenden Frühstück massiere ich weiter meine Füße, während die anderen sich im Waschraum zu schaffen machen und eine junge wortkarge Türkin den Boden putzt. Ich knete und knete wie ein Besessener. Und plötzlich rührt sich etwas. Ein leises Kribbeln ist zu spüren. Ich reibe und drücke noch kräftiger. Ja, es tut sich was. Nach und nach kommt das Gefühl wieder. Und *was für ein Gefühl!* Die Schmerzen lassen mich fast an die Decke gehen. Als ob unzählige Eiskristalle in ihnen explodieren würden, so sticht es immer wieder. Ich mache wohl ein entsprechendes Gesicht, denn die blonde, etwas mollige Lernschwester Agatha aus Finnland – die also weiß, was Kälte bedeutet – sagt in mütterlichem Ton und ihrem süßen skandinavischen Akzent: „Bei uns braucht niemand Schmerzen haben. Wollen Sie etwas dagegen?“

„Danke, das ist lieb gemeint. Doch ich bin dankbar, dass ich sie spüre. Solange meine Füße wehtun weiß ich, dass Leben in ihnen ist“, antworte ich tapfer, zwingt mich zu einem Lächeln und beiße die Zähne zusammen. Ob es wohl Zufall ist, dass Krankenschwestern meist so bildhübsch und lieb sind, oder Psychologie? Auf jeden Fall hat es eine sehr angenehme Wirkung, vor allem auf männliche Patienten. Mit einer ungeheuren Anstrengung gelingt es mir nun sogar, dass sich meine Zehen aus eigener Kraft bewegen. Danke, danke, DANKE! Kaum zu sagen, wie groß der Stein ist, der mir jetzt vom Herzen fällt.

Dann ist Visite und Dr. Schaller und seine Kollegen können beruhigt feststellen, dass die blaue Verfärbung schon ein wenig zurückgegangen ist. Auch die Schmerzen wertet er positiv. Kalter Schweiß beginnt sich auf den Zehenspitzen zu bilden. Auch das ist ein gutes Zeichen. Es wird wohl keine Operation nötig sein. Dieser Kelch ist also noch einmal an mir vorübergegangen. Erleichtert lasse ich mich in die Kissen fallen. Ein Lächeln geht über mein Gesicht. *Mei', ist das Leben schön.* Wieder geht mein Blick zum Fenster. Und jetzt scheint auch die Zugspitze wieder freundlicher auszusehen. Ist es nicht ein wundervoller Berg? Wie gut es mir doch geht. Das wird mir besonders deutlich, nachdem ich nun Dieter und Karl-Heinz näher kennen lerne und erfahre, warum die beiden hier sind.

Dieter ist Anfang 40 und hat große Ähnlichkeit mit Catweazle, wie er da mit zerzausten Haaren und schütterem Bart in seinen Bademantel gehüllt im Zimmer steht. Er arbeitet bei OBI und kam mit seiner rechten Hand in das Blatt einer Kreissäge, die nicht ordnungsgemäß gesichert war. Na ja, die Kunden wollen zügig bedient werden. Da bleibt keine Zeit, alle Vorschriften haarklein zu beachten. Und schon war es geschehen. *Jetzt hat er Zeit.* Die Chirurgen haben ihm seine Finger wieder zusammengeflickt und mit einem Gestell aus Metallstangen und Schrauben fixiert. Wahrlich kein schöner Anblick. Und es stört ihn beim Schlafen. Er hat immer Angst, sich mit dem Gestänge einmal den Kopf einzuschlagen, wenn er sich kratzen

muss. Doch er ist guter Dinge. Schimpft schon wieder über den ewigen Schnee und den Schnürlregen und ist für „freie Sicht aufs Mittelmeer“. Auch die Zigaretten schmecken schon wieder viel zu gut, doch er nimmt Rücksicht und geht auf den kalten Balkon, wo er nicht lange allein ist. Er mag kein Obst, höchstens im Joghurt, und bietet mir seine Portionen an, was ich natürlich dankend annehme. Überhaupt bin ich mit meinem Gesundheitsbewusstsein bei ihm an der falschen Adresse. Er will das Leben genießen! Alles in allem ist er ein lustiger Vogel, der uns die Zeit hier mit seinen Späßen verkürzt. Er erinnert mich etwas an meinen Cousin Wolfgang.

Karl-Heinz ist aus Leipzig. Er ist 22, circa Eins achtzig groß und schwächling, aber offenbar sehr zäh. Sein dichtes schwarzes Haar ist korrekt geschnitten. In breitem Sächsisch erzählt er, dass er vor etwas mehr als eineinhalb Jahren bei einer Kletterpartie an der Zugs Spitze abgestürzt ist. Er hatte sich so ziemlich alles gebrochen, was man sich nur brechen kann: beide Beine, beide Arme und noch einige andere Knochen. Lange waren die Ärzte mit ihm beschäftigt, bis er endlich wieder nach Hause konnte. Und jetzt ist er noch einmal hier für eine hoffentlich letzte Operation am linken Unterarm, damit er seine Hand wieder bewegen kann. Bisher war er die ganze Zeit krankgeschrieben. Nach seiner Entlassung plant er eine Umschulung zum Kaufmann, da er seinen handwerklichen Beruf nicht mehr ausüben kann. Ich sage ihm, dass ich Speditionskaufmann bin und wir unterhalten uns lange über seine verschiedenen Möglichkeiten.

Schließlich will auch er hören, wie ich hier gelandet bin. Und Dieter ist ebenfalls wieder ins Warme gekommen und ist neugierig. Erfrierungen sind auch in Garmisch keine Alltäglichkeit. Doch wo soll ich beginnen? Dieses Krankenbett ist immerhin die vorläufige Endstation einer sehr langen Reise.

Wann und womit begann mein Weg?

Angefangen hat alles schon vor sehr, sehr langer Zeit, in den allerersten Jahren meiner Kindheit vielleicht oder sogar noch über sie hinaus in früheren Leben, die ihre Erfahrungen in mir zurückgelassen haben. Wer kann das schon so genau sagen? Doch letztlich habe ich die Wanderung, die mich hierher führte – abgesehen von einigen äußeren Schwierigkeiten wie beispielsweise einem Berg von Schulden, einer zerbrochenen Liebesbeziehung und einem Job, der mir zur Qual geworden war – aus einem bestimmten Grund unternommen. Einem starken, inneren Ruf folgend, war ich losgezogen, weil ich endlich einmal bewusst leben wollte. Ich wollte mich nur noch mit den wesentlichen Dingen des Lebens auseinandersetzen und sehen, ob ich das lernen konnte, was es mich zu lehren hatte. Ich wollte endlich einmal versuchen, das zu leben, was ich *aus mir selbst heraus* wollte. Und ich dachte, das müsste ganz einfach sein. Doch es war ein langer Weg, der längst nicht zu Ende ist.

Da stellt sich die Frage: Warum war es für mich so ungemein wichtig, herauszufinden, wie ich leben will? Hatte ich denn nicht stets so gelebt, wie ich wollte? Nun, das dachte ich auch. Heute weiß ich, dass das tatsächlich nicht immer der Fall war. Ich glaubte zwar, so zu leben, wie ich es mir vorstellte. Doch daneben meldete sich auch oft eine unbestimmte Ahnung, dass es möglicherweise ganz anders sein könnte. Und aus dieser zunächst nur vage wahrgenommenen Unsicherheit heraus entwickelte sich ein Wissensdrang, der bis zum heutigen Tag nicht nachließ.

Wie gesagt, weiß ich zwar nicht mehr genau, wann meine Suche nach Erkenntnis ihren eigentlichen Anfang nahm. Und ich bin mir auch nicht sicher, wann die erste kaum hörbare Frage, der erste leise Zweifel die Ruhe meiner jungen Seele störte. Doch wie ein Stein, den ich in einen spiegelglatten See werfe, Wellen auslöst, die sich immer weiter ausbreiten; genauso löste diese erste Frage eine Unzahl weitere aus. Welle auf Welle folgte und schlug gegen die dicke Mauer der „Gewissheit“, die bis dahin noch das Ufer meines Geistes schützte. Und so bedurfte es eines schönen Tages schließlich nur noch einer klitzekleinen Geschichte, um den Damm zu durchbrechen und meinen Geist mit einer Flut von Fragen zu überschwemmen.

Welche Geschichte ich meine? Es ist Heinz Körners nachdenklich stimmendes Märchen über einen Baum, der nicht wachsen durfte, wie er wollte. Lassen wir den Autor selbst zu Wort kommen:

Ein Märchen

Es war einmal ein Gärtner. Eines Tages nahm er seine Frau bei der Hand und sagte: „Komm, Frau, wir wollen einen Baum pflanzen.“ Die Frau antwortete: „Wenn du meinst, mein lieber Mann, dann wollen wir einen Baum pflanzen.“ Sie gingen in den Garten und pflanzten einen Baum.

Es dauerte nicht lange, da konnte man das erste Grün zart aus der Erde sprießen sehen. Der Baum, der eigentlich noch kein richtiger Baum war, erblickte zum ersten Mal die Sonne. Er fühlte die Wärme ihrer Strahlen auf seinen Blättchen und streckte sich ihnen hoch entgegen. Er begrüßte sie auf seine Weise, ließ sich glücklich bescheinen und fand es wunderschön, auf der Welt zu sein und zu wachsen.

„Schau“, sagte der Gärtner zu seiner Frau, „ist er nicht niedlich, unser Baum?“ Und seine Frau antwortete: „Ja, lieber Mann, wie du schon sagtest: Ein schöner Baum!“ Der Baum begann größer und höher zu wachsen und reckte sich immer weiter der Sonne entgegen. Er fühlte den Wind und spürte den Regen, genoss die warme und feste Erde um seine Wurzeln und war glücklich. Und jedes Mal, wenn der Gärtner und seine Frau nach ihm sahen, ihn mit Wasser tränkten und ihn einen schönen Baum nannten, fühlte er sich wohl. Denn da war jemand, der ihn mochte, ihn hegte, pflegte und beschützte. Er wurde lieb gehabt und

war nicht allein auf der Welt. So wuchs er zufrieden vor sich hin und wollte nichts weiter als leben und wachsen, Wind und Regen spüren, Erde und Sonne fühlen, lieb gehabt werden und andere lieb haben.

Eines Tages merkte der Baum, dass es besonders schön war, ein wenig nach links zu wachsen, denn von dort schien die Sonne mehr auf seine Blätter. Also wuchs er jetzt ein wenig nach links.

„Schau“, sagte der Gärtner zu seiner Frau, „unser Baum wächst schief. Seit wann dürfen Bäume denn schief wachsen, und dazu noch in unserem Garten? Ausgerechnet unser Baum! Gott hat die Bäume nicht erschaffen, damit sie schief wachsen, nicht wahr, Frau?“ Seine Frau gab ihm natürlich Recht. „Du bist eine kluge und gottesfürchtige Frau“, meinte daraufhin der Gärtner. „Hol also unsere Schere, denn wir wollen unseren Baum gerade schneiden.“

Der Baum weinte. Die Menschen, die ihn bisher so lieb gepflegt hatten, denen er vertraute, schnitten ihm die Äste ab, die der Sonne am nächsten waren. Er konnte nicht sprechen und deshalb nicht fragen. Er konnte nicht begreifen. Aber sie sagten ja, dass sie ihn lieb hätten und es gut mit ihm meinten. Und sie sagten, dass ein richtiger Baum gerade wachsen müsse. Und Gott es nicht gern sähe, wenn er schief wachse. Also musste es wohl stimmen. Er wuchs nicht mehr der Sonne entgegen.

„Ist er nicht brav, unser Baum?“ fragte der Gärtner seine Frau. „Sicher, lieber Mann“, antwortete sie, „du hast wie immer recht. Unser Baum ist ein braver Baum.“

Der Baum begann zu verstehen. Wenn er machte, was ihm Spaß und Freude bereitete, dann war er anscheinend ein böser Baum. Er war nur lieb und brav, wenn er tat, was der Gärtner und seine Frau von ihm erwarteten. Also wuchs er jetzt strebsam in die Höhe und gab darauf Acht, nicht mehr schief zu wachsen.

„Sieh dir das an“, sagte der Gärtner eines Tages zu seiner Frau, „unser Baum wächst unverschämt schnell in die Höhe. Gehört sich das für einen rechten Baum?“ Seine Frau antwortete: „Aber nein, lieber Mann, das gehört sich natürlich nicht. Gott will, dass Bäume langsam und in Ruhe wachsen. Und auch unser Nachbar meint, dass Bäume bescheiden sein müssten, ihrer wachse auch schön langsam.“ Der Gärtner lobte seine Frau und sagte, dass sie etwas von Bäumen verstehe. Und dann schickte er sie die Schere holen, um dem Baum die Äste zu stutzen.

Sehr lange weinte der Baum in dieser Nacht. Warum schnitt man ihm einfach die Äste ab, die dem Gärtner und seiner Frau nicht gefielen? Und wer war dieser Gott, der angeblich gegen alles war, was Spaß machte? „Schau her, Frau“, sagte der Gärtner, „wir können stolz sein auf unseren Baum.“ Und seine Frau gab ihm wie immer Recht.

Der Baum wurde trotzig. Nun gut, wenn nicht in die Höhe, dann eben in die Breite. Sie würden ja schon sehen, wohin sie damit kommen. Schließlich wollte er nur wachsen, Sonne, Wind und Erde fühlen, Freude haben und Freude bereiten. In seinem Innern spürte er ganz genau, dass es richtig war, zu wachsen. Also wuchs er jetzt in die Breite.

„Das ist doch nicht zu fassen.“ Der Gärtner holte empört die

Schere und sagte zu seiner Frau: „Stell dir vor, unser Baum wächst einfach in die Breite. Das könnte ihm so passen. Das scheint ihm ja geradezu Spaß zu machen. So etwas können wir auf keinen Fall dulden!“ Und seine Frau pflichtete ihm bei: „Das können wir nicht zulassen. Dann müssen wir ihn eben wieder zu-recht stutzen.“

Der Baum konnte nicht mehr weinen, er hatte keine Tränen mehr. Er hörte auf zu wachsen. Ihm machte das Leben keine rechte Freude mehr. Immerhin, er schien nun dem Gärtner und seiner Frau zu gefallen. Wenn auch alles keine rechte Freude mehr bereitete, so wurde er wenigstens lieb gehabt. So dachte der Baum.

Viele Jahre später kam ein Mädchen mit seinem Vater am Baum vorbei. Er war inzwischen erwachsen geworden, der Gärtner und seine Frau waren stolz auf ihn. Er war ein rechter und anständiger Baum geworden. Das kleine Mädchen blieb vor ihm stehen.

„Papa, findest du nicht auch, dass der Baum hier ein bisschen traurig aussieht?“ fragte es.

„Ich weiß nicht“, sagte der Vater. „Als ich so klein war wie du, konnte ich auch sehen, ob ein Baum fröhlich oder traurig ist. Aber heute sehe ich das nicht mehr.“

„Der Baum sieht wirklich ganz traurig aus.“ Das kleine Mädchen sah den Baum mitfühlend an. „Den hat bestimmt niemand richtig lieb. Schau mal, wie ordentlich der gewachsen ist. Ich glaube, der wollte mal ganz anders wachsen, durfte aber nicht. Und deshalb ist er jetzt traurig.“

„Vielleicht“, antwortete der Vater versonnen. „Aber wer kann schon wachsen wie er will?“

„Warum denn nicht?“ fragte das Mädchen. „Wenn jemand den Baum wirklich lieb hat, kann er ihn auch wachsen lassen, wie er selber will. Oder nicht? Er tut doch niemandem etwas zuleide.“

Erstaunt und schließlich erschrocken blickte der Vater sein Kind an. Dann sagte er: „Weißt du, keiner darf so wachsen wie er will, weil sonst die anderen merken würden, dass auch sie nicht so gewachsen sind, wie sie eigentlich mal wollten.“

„Das verstehe ich nicht, Papa!“

„Sicher, Kind, das kannst du noch nicht verstehen. Auch du bist vielleicht nicht immer so gewachsen, wie du gerne wolltest. Auch du durftest nicht.“

„Aber warum denn nicht, Papa? Du hast mich doch lieb und Mama hat mich auch lieb, nicht wahr?“

Der Vater sah sie eine Weile nachdenklich an. „Ja“, sagte er dann, „sicher haben wir dich lieb.“

Sie gingen langsam weiter und das kleine Mädchen dachte noch lange über dieses Gespräch und den traurigen Baum nach. Der Baum hatte den beiden aufmerksam zugehört, und auch er dachte lange nach. Er blickte ihnen noch hinterher, als er sie eigentlich schon lange nicht mehr sehen konnte. Dann begriff der Baum. Und er begann hemmungslos zu weinen.

Soweit Heinz Körner. Eine wirklich zu Herzen gehende Geschichte. Noch heute berühren mich die Erlebnisse dieses Baumes tief, auch wenn ich sie schon unzählige Male gelesen, vorgelesen und erzählt habe. Doch das ist nichts im Vergleich zu der überwältigenden Wirkung, die sie auf mich hatten, als ich diese Worte vor Jahren zum ersten Mal las. Der Satz „Keiner darf so wachsen wie er will, weil sonst die anderen merken würden, dass auch sie nicht so gewachsen sind, wie sie eigentlich mal wollten“ ging mir nicht mehr aus dem Kopf. War das wirklich nur ein Märchen? War nicht genau das auch ein Teil meiner eigenen, meiner ganz persönlichen Lebensgeschichte? War nicht auch ich immer und immer wieder zurechtgestutzt worden? Oder durfte ich etwa wachsen, wie ich wollte? Und eben diese energisch und beharrlich gegen die Uferbefestigung meiner mittlerweile schon recht aufgewühlten Seele brandenden Fragen waren schließlich das, was gefehlt hatte, um meine Überzeugung, alles wäre gut, so wie es war, endgültig zu erschüttern. Sie führte letztlich dazu, dass sich all die anderen zahllosen Fragen, die schon so lange in mir geschlummert hatten, all die vielen unausgesprochenen Zweifel endgültig Bahn brachen. Seit dieser Zeit konzentriere ich mich auf die eine, die wichtigste Frage: *Wie will ich wachsen?*

Bei der Beschäftigung mit dieser Frage bekam ich von Tag zu Tag mehr das Gefühl, in einem Zug zu sitzen, der nicht nur viel zu schnell, sondern auch noch in die falsche Richtung fuhr. In einem Alter, in dem ich noch keine Fahrpläne lesen konnte, war ich bereits hineingesetzt worden. Und alle, die ich fragte, bestätigten, dass es der richtige Zug sei, denn schließlich würden alle „vernünftigen“ Leute mit ihm fahren. Nie machte sich jemand die Mühe, mich zu fragen, wo ich eigentlich hinwollte. Und auch ich selbst hatte ja früher nur sehr selten darüber nachgedacht. Doch dann war etwas Entscheidendes geschehen: *Ich hatte lesen gelernt.* Und ich stellte fest, dass es auch Züge gibt, die in ganz andere Richtungen fahren, in viel *schönere* Gegenden. Lange studierte ich nur das Kursbuch und träumte davon, auf dieser oder jener Strecke irgendwohin zu reisen. Bis ich eines Tages nicht mehr träumen wollte, die Notbremse zog und einen Zug nach Süden nahm. Ich hatte viel zu lange Rücksicht auf Fahrpläne, Lokführer, Vorschriften und Mitreisende genommen. Ich wollte aussteigen. Und zwar sofort. Vielleicht hätte ich den Zug nicht gleich stoppen müssen. Mein Leben hatte ja auch viel Gutes. Vielleicht hätte es genügt, einfach die Weichen anders zu stellen, damit ich nicht auf den Abgrund zufuhr. Doch ich habe es getan und damit ist jedes „Vielleicht“ und jedes „Hätte“ bedeutungslos. Ich hatte die Entscheidung getroffen, alle Brücken hinter mir abubrechen. Eine Entscheidung, die mich aus dem gewohnten, bequemen, sicheren Leben herausriss und die mich auf noch nicht gegangenen Wegen in unbekanntes Neuland führen sollte. Und schließlich setzte ich mich eines Tages in einen Zug nach München, wo ich eine Wanderung begann, deren Ziel ich offen ließ. Ich ging einfach der Sonne entgegen.

Ich hatte Zeit, und ich nahm mir Zeit. Sie war mein einziger Reichtum, den ich ansammelte, Augenblick für Augenblick. An diesem Tag schrieb ich in mein Tagebuch:

Heute beginnt ein neues Leben. Ich gehe den ersten Schritt auf dem Weg, den ich selbst für mich gewählt habe und ich habe alle Türen und Hintertüren zugeschlagen.

Es ist die erste wirkliche Entscheidung, die ich in meinem Leben getroffen habe, ohne auf irgendwelche Meinungen von anderen oder auf irgendwelche äußeren Umstände Rücksicht zu nehmen. Es ist die erste Entscheidung in meinem Leben, die ich nur für mich gefällt habe.

Ich bin frei!

Ja, es hatte begonnen. Ich war auf *meinem* Weg. Wo er mich wohl hinführen wird? Wir werden sehen.

Es war Mitte März. Heftiges Schneegestöber und heiteres Frühlingserwachen, endlose Regengüsse und strahlender Sonnenschein, schneidende Kälte und wohlige Wärme wechselten sich immer wieder ab. An manchen Abenden war ich froh, mich in meinen molligen Schlafsack kuscheln zu können, nachdem ich mit klammen Fingern mein kleines Zelt aufgebaut hatte. An anderen genoss ich fantastische Sonnenuntergänge und sternklare Nächte unter freiem Himmel. Schon nach kurzer Zeit fiel die Unrast des Alltags von mir ab. Nicht ein in bestimmter Zeit zu erreichendes Ziel, sondern das Unterwegssein selbst wurde zum Erlebnis. Das Auge begann, die kleinen Schönheiten am Rande zu entdecken: das taufeuchte Spinnennetz, den auffliegenden Reiher, die bemooste Uferbefestigung, die noch kahlen Zweige der Bäume. Das Ohr wurde hellhörig für die leisen Töne: das Plätschern der Wellen, das zaghafte Pfeifen der Vögel, das Rauschen des Windes, den Klang des Lebens. Meine Nase nahm Gerüche wahr, die ich nie gekannt hatte und meine Hände berührten Dinge, die mir fremd waren. Alles nahm ich auf, als würde ich es zum ersten Mal sehen, hören, riechen und fühlen. Und zum ersten Mal in meinem Leben interessierte ich mich für die Menschen, die mir begegneten. Wer waren sie? Wie lebten sie? Woran dachten sie? Was fühlten sie? Eine ältere Dame, mit der ich mich einmal angeregt unterhielt, fragte mich, ob ich Student sei. „Ja, ich studiere *das Leben!*“ gab ich zur Antwort. Ich wollte alles kennen lernen, mich selbst, meine Mitmenschen, meine Mitwelt. Ich wollte hinter die Geheimnisse des Lebens kommen, seinen Sinn erfahren und herausfinden, wie ich selbst leben wollte. Und jeden Tag lernte ich etwas Neues, weit mehr, als ich in den vielen Jahren seit meiner Kindheit gelernt hatte. Ich war glücklich und ich bekam allmählich eine Ahnung davon, was „Leben“ meint. Ich schaute, ich staunte und ich begann zu begreifen. So führte mich mein Weg entlang am Ufer des Starnberger Sees, vorbei an den idyllisch gelegenen Osterseen, über Mur-

nau zu den Mooren im Loisachtal und dann immer flussaufwärts bis hierher nach Garmisch-Partenkirchen.

Man feierte gerade das Fest der Auferstehung Christi, als ich am Fuße der majestätisch aufragenden Zugspitze ankam. Das Wetter war beständiger geworden, die Sonne meinte es gut und die Krokusse verwandelten die Bergwiesen in ein Meer von Farben. Eine Freude war in mir, wie schon seit Jahren nicht mehr. An einem dieser unvergleichlich schönen Tage notierte ich:

Vogelgezwitscher holt mich in die Wirklichkeit zurück. Wo bin ich? Über mir eine Zeltplane, die sich leise im Wind bewegt. Ich schlüpfte aus dem Schlafsack, öffne das Moskitonetz, schlage die Plane am Zelteingang zurück und denke noch zu träumen. Strahlend weiß im blauen Himmel, gerade von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet, fast unwirklich, lächeln mir die Gipfel und Wände des Wettersteingebirges entgegen.

Ich komme nicht mehr aus dem Träumen heraus, hier im Werdenfelser Land. Welch ein Luxus – und manchmal kommen Gedanken wie: womit habe ich es eigentlich verdient, das alles hier erleben zu dürfen?

Ein paar Tage lang streifte ich durch diese herrliche Gegend und staunte über das ringsum aufkeimende junge Leben. Ich fühlte mich unbeschreiblich wohl. Doch schon bald zog es mich weiter. Ich wollte nach einer Umrundung des Eibsees weiter nach Süden. Steil ging es hinauf, immer direkt unterhalb des höchsten Berges Deutschlands. Zwar hatte ich mich inzwischen an den schweren Rucksack gewöhnt, aber hier spürte ich sein Gewicht doch erheblich mehr als in der Ebene. Immer wieder musste ich verschnaufen. Hinzu kam, dass in dieser Höhe noch tiefer Schnee lag, was das Gehen noch beschwerlicher machte. So kam ich bedeutend langsamer vorwärts, als geplant. Am späten Nachmittag hatte ich die höchste Stelle meines Anstiegs noch nicht erreicht. Erschöpft und müde entschloss ich mich, an einem geeigneten Platz mein Lager aufzuschlagen und am nächsten Morgen mit frischen Kräften weiterzumarschieren und die Grenze nach Österreich zu überschreiten. Lange saß ich noch in der Abendsonne und ließ meinen Blick über die grandiose Landschaft schweifen. Hinter mir stieg senkrecht das gewaltige Felsmassiv auf, vor mir öffnete sich das weite Tal der Loisach mit Garmisch, das wie eine Spielzeugstadt zu meinen Füßen lag, eingerahmt von den Höhen des Ammer- und des Estergebirges. Schließlich wurde es dunkel und ich legte mich schlafen.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war mein Zelt tief eingeschneit. Der Winter war noch einmal zurückgekehrt und hatte alles unter einer dichten weißen Decke versteckt. Weder Weg noch Steg

waren zu erkennen. Sogar ohne Gepäck wäre das Gehen eine zu große Anstrengung gewesen. Doch die Sonne stand schon bald wieder hell über der hohen Felswand und so hatte ich die Hoffnung, dass die glitzernde Pracht bald wieder schmelzen würde. Vorsorglich hatte ich meinen Rastplatz in der Nähe eines schmalen Rinnsals gewählt, das munter über die Felsen sprang. Die Wasserversorgung war also gesichert. Außerdem konnte ich auch jederzeit etwas Schnee in meinem Kochgeschirr auftauen. Mit fester Nahrung sah es weniger üppig aus. In der Annahme, nach zwei Tagen in Ehrwald einzutreffen, hatte ich in Garmisch nur das Nötigste eingekauft. Etwas Obst und kaum eine Handvoll Nüsse waren alles, was ich noch hatte. Lange würde das nicht anhalten. Aber fasten ist ja *gesund*. Und ewig würde es ja nicht dauern, bis ich weiter konnte. So dachte ich.

Am darauf folgenden Tag zog dann der Himmel zu. Stundenlang rieselten große Flocken auf mein Zeltdach. Und so ging es weiter. Anstatt besser zu werden, wurde meine Lage immer beängstigender. Mittlerweile hatte ich längst den letzten Proviant verzehrt. In dem tiefen Schnee konnte ich immer nur ein paar Schritte machen, um mich etwas aufzuwärmen. Ein wenig half auch das erhitzte Wasser, das aber nur sehr kurz ein wohliges Gefühl verschaffte. Die meiste Zeit vergrub ich mich, mit so vielen Kleidungsstücken wie möglich eingepackt, in meinem Schlafsack, der für solche Temperaturen allerdings nicht ausgelegt war. Mir wurde immer kälter. Ich las viel, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Und ich versuchte durch Rufe und mit meinen Töpfen und nachts mit meiner Stirnlampe das alpine Notsignal zu geben, um vielleicht jemanden auf mich aufmerksam zu machen. Ich wurde heiser, das Geschirr bekam Dellen vom vielen Aneinanderschlagen, die Batterien leerten sich. Das war der einzige „Erfolg“ meiner verzweifelten Bemühungen. Und noch immer war keine Besserung des Wetters in Sicht. Wie lange war ich jetzt schon hier eingeschneit? Konnte ich es wagen, mir den Weg ins Tal zu suchen? Doch ich war bereits zu schwach, um es zu schaffen. In manchen Augenblicken verlor ich meine Zuversicht und mein ansonsten schier grenzenloses Vertrauen in das Leben. Vor allem einmal, als ein schweres Gewitter tobte, bekam ich es arg mit der Angst zu tun.

Es geht die ganze Nacht lang. Das Krachen der Donner schläge verstärkt sich durch die Felswände noch. Ich komme mir vor, als läge ich in einer riesigen Pauke.

Ich zittere am ganzen Leib, und nicht nur vor Kälte. Jeder andere Platz auf der Welt wäre sicherer als dieses Zelt. Im Schein der Blitze sehe ich das bedrohliche Kreuz aus Metallstäben über meinem Kopf. Eine regelrechte Einladung an die Naturgewalten. Doch die Angst lähmt. Ich bleibe. An Schlaf ist nicht zu denken. Mein Puls rast. Mit eng angezogenen Beinen wickle ich mich in meinen Schlafsack, den ich

bis auf eine kleine Öffnung schließe. Warte. Horche. Höre mein Herz schlagen, wie es klopft und hämmert. Schon bald ist nichts anderes mehr zu hören. Nur mein Herz. Bumm. Bumm. Das Gewitter ist vorüber und ich danke dem Himmel dafür.

Schnell wurde ich ruhiger und gelassener, doch da dämmerte schon der Morgen. Ob ich hier oben wohl doch noch vom Blitz getroffen würde? Oder ob ich zuerst verhungern oder erfrieren würde? Ich begann, über den Tod nachzudenken.

Sicher, ich wusste schon immer, dass das Leben begrenzt ist. Bereits früh musste ich erfahren, wie kurz das Leben sein kann. Und jetzt, wo ich mich wieder daran erinnerte, erschien vor meinem geistigen Auge ganz klar und lebendig das Gesicht eines guten Schulfreundes. Er wohnte in unserer Nachbarschaft und wir waren zusammen eingeschult worden. Wir besuchten die gleiche Klasse und seine Mutter fuhr uns oft zum Unterricht. Nach und nach entwickelte sich eine Freundschaft. Er war ein sehr sympathischer, ruhiger und intelligenter Junge und ich mochte ihn sehr. Auch bei anderen war er aufgrund seines herzlichen und offenen Wesens sehr beliebt. Wie viel Humor er besaß, bewies er der ganzen Schule, als er eine selbst verfasste Büttenrede vortrug. Wir konnten uns kaum halten vor Lachen. Noch heute sind mir die vielen gemeinsamen Stunden des Lernens und Spielens unvergesslich. Doch als er dann später auf die Realschule wechselte, verloren wir uns bald aus den Augen.

Dann seine furchtbare Krankheit. Schon in den ersten Jahren auf der Schule litt er öfter an plötzlich eintretendem Nasenbluten. Oft musste er sich im Klassenzimmer quer über dem Tisch auf den Rücken legen. Doch als Kind begriff ich nicht, was ihm fehlte. Erst später erfuhr ich, dass er Bluter war. Kurz vor unserer Konfirmation wurde sein Zustand so kritisch, dass er in die Klinik nach Freiburg eingeliefert wurde. Ich erinnere mich an einen Besuch. Nur noch ein Schatten seiner selbst lag er da im Bett, das Gesicht war eingefallen, die lächelnden Augen lagen tief in den Höhlen, von dunklen Rändern umgeben. Und doch war er unglaublich tapfer und wirkte außergewöhnlich reif für sein Alter, ich möchte sogar sagen: weise. Wenig später starb er, kaum vierzehn Jahre jung. Zum ersten Mal wurde ich Zeuge, wie ein junges Leben langsam erlosch. Selten hat mich etwas so erschüttert wie die Beerdigung meines Freundes. Ich konnte es kaum fassen. Auch später erlebte ich immer wieder, dass Menschen sterben müssen. Junge und Alte, Bekannte und Verwandte, Fremde und Freunde. Doch nie wieder hat mich der Tod so tief berührt und bewegt wie bei diesem wunderbaren Menschen, bei dieser jungen – oder vielleicht doch eher alten? –, unschuldigen und doch so großen Seele.

Wie abrupt das Leben enden kann, wurde mir besonders durch folgenden Vorfall klar: Es war während meiner Bundeswehrzeit. Wie üblich fuhren wir am Wochenende als Fahrgemeinschaft nach Hause, um den mageren Sold zu sparen. Diesmal war ich an der Reihe. Einer der Kameraden wohnte im Kinzigtal und ich machte ihm zuliebe einen größeren Umweg. Ich weiß noch, dass er dafür sehr dankbar war und sein Anteil an den Fahrtkosten entsprechend großzügig ausfiel. Dadurch, dass ich ihn mitgenommen und zu Hause abgesetzt hatte, konnte er ein paar Stunden mehr von diesem kostbaren Wochenende genießen.

Am Montag danach fiel mir auf, dass dieser Kamerad nicht zum Dienst erschienen war. Ich erfuhr bald, dass er nie wieder zum Dienst kommen würde. Er war am Sonntag mit seinem Motorrad verunglückt. War ich mitschuldig an seinem Tod? Was, wenn ich ihn nicht nach Hause gefahren hätte, wenn er mit dem Zug gefahren oder in der Kaserne geblieben wäre? Lange quälten mich damals solche Fragen.

Doch trotz dieser Erfahrungen bezog ich den Tod niemals in mein eigenes Leben ein. Ich schob jeden Gedanken daran weit fort. Ich verdrängte sehr erfolgreich, dass es auch mich in jedem Moment treffen könnte. Dabei gab es doch unendlich viele Möglichkeiten: Ein unvorsichtiges Überqueren der Straße, eine Vergiftung, ein Autounfall, ein Sturz bei einer Bergtour, eine Krankheit und, und, und. Doch nichts davon hatte ich in Betracht gezogen, bis zu diesem Augenblick. Würde ich hier oben *sterben*? Allein? Was würde danach sein? War es wirklich so schlimm?

Manche Menschen sagten, der Tod sei das Ende. Schluss. Aus. Finito. Sobald das Blut das Gehirn nicht mehr versorgt, hätten wir keinerlei Empfindungen mehr, und unsere Zeit auf Erden sei vorüber. Und ich dachte an den berühmten Satz, mit dem Epikur bereits um etwa 300 vor Christus seinem Schüler Menoikeus die Angst vor dem Tod nehmen wollte: „Der Tod betrifft uns überhaupt nicht; wenn wir sind, ist der Tod nicht da; wenn der Tod da ist, sind wir nicht.“ Der Philosoph war davon überzeugt, dass die Seele genau wie der Körper mit dem Tod zerfallen würde. Nun, wenn das so war, brauchte ich mir doch gar keine Sorgen zu machen. Meine Furcht vor dem Sterben war nicht bedeutsamer als die Sorgen einer Glühbirne darüber, was wohl geschieht, wenn der Strom abgeschaltet wird. Wenn das Licht aus ist, ist es aus. Basta. Das Ende. Nichts. Doch stimmte das?

Im Religionsunterricht hatte ich von Himmel und Hölle und vom Fegefeuer gehört. Nach unserem Ableben werden wir von Gott beurteilt und an einen der drei Orte verwiesen. Mit dieser Version konnte ich schon als Kind nie so recht etwas anfangen.

Am besten gefiel mir immer der Gedanke der Reinkarnation. Seine Anhänger meinen, dass wir immer wieder zurückkehren, bis wir gelernt haben, was wir wissen müssen. Die Seele – unser eigentliches Ich – stirbt nie, nur der Körper stirbt. Wenn die Seele in einem Körper nicht alles gelernt hat, was sie wissen sollte, sucht sie sich einen anderen und fährt mit ihrer Ausbildung fort. Was sie lernen muss? Ich wusste es nicht. Ich hatte mich nie damit beschäftigt. Doch wenn das der Gang der Dinge war, dann brauchte ich mir wiederum keinerlei Sorgen zu machen. Wenn ich sterbe, ist das so, als würde ich von einem Zimmer in ein anderes gehen oder einen Anzug ausziehen, um in etwas Bequemerem zu schlüpfen. Der Tod ist dann ein Ruheraum, eine Umkleidekabine, so etwas wie Sommerferien zwischen den Semestern. Die bekannte Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross drückte es so aus: „Sterben ist nur ein Umziehen in ein schöneres Haus.“

Doch war es überhaupt von Bedeutung, dass ich mir über ein Leben nach dem Tod Gedanken machte. Genauer betrachtet, konnte ich wirklich nichts Konkretes darüber sagen. Was ich wissen konnte, hat Voltaire einmal folgendermaßen gesagt: „In dieser Welt ist alles Auferstehung; die Raupen leben als Schmetterlinge wieder auf, ein Kern, den man in die Erde legt, als Baum. Alle Tiere, die in der Erde vergraben werden, erstehen als Kräuter, als Pflanzen wieder, sind Nahrung für andere Tiere und werden bald Bestandteile von diesen. Alle Teilchen, aus denen sich die Körper zusammensetzen, werden in andere Wesen umgewandelt.“ Und was mit der Seele war, wer konnte das schon wissen. Vermutlich würde es ganz anders sein, als es sich jemals ein Mensch vorgestellt hatte. Nun, ich würde es erfahren, wenn ich sterbe. Und das könnte möglicherweise *schon bald* sein. Jetzt sah ich meiner Angst direkt ins Gesicht. Plötzlich wurde mir klar, dass ich mich damit abfinden musste. Der Tod ist eins der wenigen Dinge im Leben, die alle von uns früher oder später durchmachen. Er ist genauso unvermeidlich wie das Atmen, die Schwerkraft und Filmwiederholungen im Fernsehen.

Das einzige, was sicher war, war die Tatsache, dass es ein Leben VOR dem Tod gab, und schlagartig ging mir auf, wie viel ich gerade in dieser Hinsicht versäumt hatte. Das Leben musste doch mehr sein als das, womit ich mich bisher begnügte. Schon die letzten Wochen hatten mir das ja ganz deutlich gezeigt. Und mein vages Gefühl, das mich zu diesem Marsch gedrängt hatte, bestätigte sich nun auf ungeahnte Weise. Ich wusste: Sollte ich aus dieser Situation heil herauskommen, würde ich *anders* leben. Und ich machte mir erste Notizen, wie dieses Anders-leben aussehen könnte. Ich werde später noch darauf zurückkommen, denn sie sind unter anderem die Grundlage für www.leben-lernen-lieben.de

Über dieser Aufgabe vergaß ich fast meine Befürchtungen und vor allem die Zeit, und ich schätzte, dass etwa zwei Wochen vergangen waren, als eines Morgens mein „Schutzengel“ in Gestalt eines österreichischen Skilangläufers durch das Schneetreiben an meinem Biwak vorbei seine Spur zog. Beinahe hätte er das schneebedeckte Zelt übersehen. Doch glücklicherweise gelang es mir, mich bemerkbar zu machen. So gut ich konnte, schilderte ich ihm meine Lage. Er hatte selbst zwar nichts dabei, was mir geholfen hätte, aber er wollte die Bergwacht verständigen, sobald er an der Talstation der Zugspitzbahn ankäme. Und so kam es, dass ich gestern Nachmittag von drei kräftigen Mitgliedern der Bergrettung Grainau geborgen wurde. Erst beim Marsch zu ihrem Geländewagen, den sie etwas unterhalb meines Standortes parken mussten, merkte ich, wie entkräftet ich war. Mein Kreislauf war total im Keller. Meine Beine sackten weg. Schließlich stützten mich links und rechts je einer der Männer, und so stapften wir mühsam durch den streckenweise hüfthohen Schnee. Der dritte von ihnen kümmerte sich um meine Sachen. Auch ein Polizist war dabei. Während der Fahrt ins Kreiskrankenhaus erfuhr ich dann, dass ich sage und schreibe *zwanzig* Tage und Nächte dort oben verbracht hatte. Zwanzig Tage ohne Nahrung, zwanzig Tage bei Minustemperaturen, zwanzig Tage ohne ausreichende Bewegung und zwanzig unruhige Nächte, zwanzig angsterfüllte Nächte, zwanzig bitterkalte Nächte. Kein Wunder, dass mir so elend zumute war.

Dann erreichten wir die Klinik und in der Notaufnahme wurde mir schnell wärmer. Der junge Pfleger Martin versorgte mich mit einer warmen Decke, einer stärkenden Glukose-Infusion und einer Tetanus-Spritze in den Hintern. Mit der Wärme kehrte meine Lebenslust zurück und ich fühlte mich bald wohler. Das sollte allerdings nicht allzu lange anhalten. Ich war mehr als geschockt, als Dr. Schaller mir sagte, dass er mir möglicherweise ein paar Zehen abnehmen müsse. Nun ja, dazu kommt es ja nun glücklicherweise nicht. Und insofern geht es mir bedeutend besser als Dieter und Karl-Heinz. Nur schade, dass meine Karriere als „Aussteiger“ so schnell ihr Ende fand. Denn mit diesen Füßen werde ich so bald nicht weiterwandern können.

So bin ich also hier in der Unfallstation gelandet. Eine Woche lasse ich mich von Oberschwester Maria – die ihren Beruf sehr liebt, wie sie mir auf meine Frage bestätigt –, von Agatha, die mir ein paar Brocken Finnisch beibringt – Guten Morgen! (Hyvää huomenta!), Haben Sie gut geschlafen? (Nu kuitteko hyvin?), Danke! (Kiitos!), Ja (Kyllä), Nein (Ei), Ich möchte etwas essen (Haluaisin syödä jotain) – und ihren vielen netten und bezaubernden Kolleginnen sowie den stets gut gelaunten Pflegern Peter – einem begeisterten Bergwanderer und Naturfotograf, mit dem ich ausführlich fachsimple – und dem Zivildienstleistenden Bernd verwöhnen. In dieser Zeit „fresse“ ich ihnen fast die Haare vom Kopf. Die drei spärlichen Mahlzeiten genügen

mir nicht. Ich werde sogar meinen Prinzipien untreu, denn das, was da auf dem Speiseplan als „fleischloses Menü“ angeboten wird, würde mich nie zu Kräften kommen lassen. Und als ich den ersten Blick in den Spiegel werfe, weiß ich auch warum. Ich sehe aus wie Mahatma Gandhi in seinen besten Tagen. Ich bin nur noch Haut und Knochen. Die Waage zeigt gerade mal fünfundvierzig (!) Kilogramm. Bald hat sich herumgesprochen, dass da einer Hunger hat. Sogar der Arzt gibt die Anweisung, dass ich zum Frühstück „ein Brötchen mehr“ bekommen soll. Zum ersten Mal in meinem Leben erfahre ich, wie köstlich trockener Zwieback sein kann. Alle kümmern sich rührend um mich und päppeln mich wieder auf. Und mit der Satttheit kommt nach und nach auch die Zufriedenheit wieder. Nur meine Füße erinnern mich immer wieder hartnäckig an mein Abenteuer. Ich laufe wie auf rohen Eiern, ein pelziges Gefühl – wie nach einer Spritze beim Zahnarzt – geht bei jedem Schritt durch die ganze Fußsohle. Einmal bekomme ich trotz regelmäßiger Thrombose-Spritzen ganz dicke Beine und Füße und passe eine ganze Zeit lang nicht mehr in meine Birkenstock-Sandalen. Doch es gibt Schlimmeres. Jedem anderen Patienten auf meinem Flur geht es um einiges schlechter als mir. Ich bin der pflegeleichteste Gast von allen. Es geht mir *gut*.

Als ich wieder gehen kann, verlasse ich mit einem Entschluss das Krankenhaus, der mein weiteres Leben in ein vollkommen neues Licht rückt. Ich habe beschlossen, mich auch weiterhin auf die bereits begonnene Suche zu machen: Auf die Suche nach dem Leben – und auf die Suche nach mir selbst. Ich habe das Gefühl, mein zweites Leben zu beginnen. Ja, wirklich – mit vierunddreißig Jahren fühle ich mich, als sei ich eben erst geboren. Und diese Empfindung bewahre ich mir und erlebe sie jeden Tag neu. Seit diesem einschneidenden Schlüsselerlebnis beherrscht mich ein einziger Gedanke:

ICH LEBE !

Und ich will das Beste aus meinem Leben machen, denn es ist mein kostbarstes Gut. Gibt es etwas Wertvolleres und Faszinierenderes auf der Welt als zu *leben*? Leben ist unbezahlbar. Ich lebe vielleicht nur einmal – und dieses Leben ist eine fabelhafte und spannende Erfahrung. Je mehr ich lerne, mein eigenes Leben zu leben und meinem Herzen zu folgen, desto mehr liebe ich mein Leben. Und oft habe ich den Eindruck, das Leben liebt mich in demselben Maße. Jedenfalls zeigt es sich mir oft von seiner schönsten Seite.

Sicher, auch ich habe noch unerfüllte Wünsche und auch in meinem Leben gibt es so manches, das sich noch verbessern lässt. Daran arbeite ich auch in jedem wachen Augenblick. Andererseits finde ich an jedem einzelnen Tag so vieles, was mich freut und glücklich macht, dass ich es kaum aufzählen kann. Jedes Mal, wenn ich die Dinge, die mir weniger Spaß machen, in die eine Waagschale werfe

und all das Gute, Erfreuliche und Schöne, das ich täglich erlebe, in die andere, dann ist die zweite bei weitem schwerer. Zufrieden und dankbar nehme ich deshalb alles an und erfahre so Tag für Tag einen Frieden und eine Freude, die mich nie verlässt, ganz gleich, wie meine äußeren Lebensumstände aussehen. Ja, ich bin ganz einfach glücklich, lasse es mir gut gehen und genieße mein Leben. Und ich sehe mit einem schier unerschütterlichen Vertrauen der Zukunft entgegen. Über diese vielen positiven Aspekte meines Lebens will ich schreiben, denn je mehr ich mich darauf konzentriere, desto mehr Freude und Glück empfinde ich. Außerdem bin ich davon überzeugt, dass auch andere Menschen zufriedener und ausgeglichener wären, wenn ich ihnen nur von meiner Art, das Leben zu sehen, etwas vermitteln könnte. Auch deshalb schreibe ich diese Internetseiten.

Dabei bin ich mir nur zu bewusst, dass „Leben“ weit mehr einschließt, als ich hier beschreiben kann. Weit mehr, als ich überhaupt jemals fähig wäre auszudrücken. Denn letzten Endes ist Leben das erstaunlichste, vielschichtigste und ehrfurchtgebietendste Phänomen, das ich kenne. Es ist das größte Geschenk, das das Universum für mich bereithält, und es bietet unglaublich viele Überraschungen. Vor allem aber ist es ein Geschenk auf Zeit. Es ist begrenzt und es geht so rasend schnell dahin. Bevor ich auch nur ahnte, was Leben heißt, war schon ein großer Teil davon vorbei. Deshalb halte ich mich im Großen und Ganzen an die Empfehlung Kurt Tucholskys: „Lasst uns das Leben genießen, solange wir es nicht begreifen.“ Zuerst will ich leben, und dann – ja, dann kann ich philosophieren, denn das Leben ist zu einmalig und mit Sicherheit viel zu kurz, um es zu verschieben! Dabei denke ich auch an die Worte Jean Pauls, der schrieb: „Das Leben gleicht einem Buche. Der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiß, dass er es nur einmal lesen kann.“ Vielleicht ist dieses Leben wirklich alles, was ich habe. Deshalb will ich leben und mich mit Aufmerksamkeit dem Leben zuwenden. Ich will dem Leben auf der Spur bleiben, hinter die Kulissen blicken, Tieferliegendes ergründen. Und ich will wenigstens einen Teil des bunten Mosaiks, das sich mir tagtäglich darbietet, in Worte kleiden, weil es – wie gesagt – mir selbst und anderen helfen kann, aber einfach auch, weil es mir unheimlich viel Spaß macht!

Und so frage ich mich hin und wieder: Was ist Leben? Hat es einen Sinn? Und wenn ja – welchen? Woher komme ich? Wozu bin ich hier? Wohin gehe ich? Es sind die ältesten Fragen der Menschheit und doch muss nach wie vor jeder seine eigene, ganz persönliche Antwort darauf finden. Ich habe einmal versucht, das, was Leben für mich beinhaltet, etwas zu „verdichten“. Die folgenden Sätze sind für mich mittlerweile zu einer Art Kompass auf meiner Reise durch das Leben geworden und sie sollen auch das Motto dieser Seiten sein:

LEBEN
LEBEN IST LERNEN
LEBEN IST LIEBEN
LEBEN IST LERNEN LIEBEN
LEBEN IST LIEBEN LERNEN
LEBEN IST LEBEN
LEBE LEBEN
LEBE

LERNEN
LERNEN IST LEBEN
LERNEN IST LIEBEN
LERNEN IST LEBEN LIEBEN
LERNEN IST LIEBE LEBEN
LERNEN IST LEHREN
LERNE LERNEN
LERNE

LIEBEN
LIEBEN IST LERNEN
LIEBEN IST LEBEN
LIEBEN IST LERNEN LEBEN
LIEBEN IST LEBEN LERNEN
LIEBE IST DER SINN
LIEBE LIEBE
LIEBE



Autor:

Jürgen Tesch
Hochzielstraße 19
77975 Ringsheim
Deutschland

E-Mail: webmaster@leben-lernen-lieben.de
Internet: www.leben-lernen-lieben.de